

„Man muß den Sinn für die Sünde wiederentdecken“

Gedanken zum theologischen Charakter der Sünde

Im Anschluß an die Verkündungsbulle des Jubiläumsjahres aus Anlaß der 1950-Jahr-Feier der Erlösung vom 6. Januar 1983 von Papst Johannes Paul II.¹ soll hier über einige Kerngedanken dieses Textes, aber im Anschluß daran überhaupt der christlichen und biblischen Überlieferung nachgedacht werden: daß der Mensch ein sündiger Mensch ist; daß er seine eigene Wirklichkeit verfehlt, wenn er diese Sünde nicht wahrnimmt an sich und den anderen, in seiner Geschichte und in seiner Gesellschaft; daß er nicht nur ein in vieler Hinsicht begrenztes Geschöpf ist, sondern seit Menschengedenken noch dazu in einer radikalen (bis an die Wurzel gehenden: radikal meint hier also nicht total!) Verderbenheit und Anfälligkeit für das Verderben existiert. Diese Wahrheit über unsere Wirklichkeit ist leicht vergeß- und verdrängbar, weswegen es immer wieder solcher Sätze bedarf, wie ihn Papst Johannes Paul II. (Abschnitt 8) schreibt: „Man muß den Sinn für die Sünde wiederentdecken!“ Sein Schreiben bemüht sich insgesamt um das Thema der Umkehr und Reue, wobei die Umkehr als ein dauernder Prozeß von Christ, Kirche und Gemeinde gesehen wird (vgl. 4 und 11). Der Weg der Umkehr ist nie, bis zu unserem Tod nicht, abgeschlossen; Sünder bleiben wir das ganze Leben lang. Dies entspricht dem 1. Johannesbrief, wo davon die Rede ist, daß jeder sich selbst betrügt und Gott zum Lügner macht, der sagt, er sei ohne Sünde (vgl. 1 Joh 1, 6, 7, 10).

Dieser prinzipiellen Da- und Soseinsqualifikation des Menschen gegenüber begegnet der jüdisch-christliche Gott mit seinem Angebot der Versöhnung. Indem der Mensch das un-bedingte Erbarmen annimmt und auf sich zukommen läßt, erfährt er die Gerechtigkeit Gottes, wird er mit Gott „gemeinschaftsfähig“, paulinisch gesprochen: erlangt er die Rechtfertigung durch Gott. Im Grund geht es bei unserer Erlösung um die „äußerste Verwirklichung des Erbarmens Gottes für die Menschen aller Zeiten“ (1). Das Erlösende und Befreiende der christlichen Botschaft ist, daß wir unsere zutiefst angeschlagene Wirklichkeit, „das Elend des Menschen“ (11) und unser Dasein als Sünder, nicht verdrängen müssen, sondern gerade im Horizont des vergebenden Gottes die Möglichkeit haben, diesen dunklen Bruder, diese dunkle Schwester in uns wahrzunehmen und sie einzusehen, wie sie sind.

Jede „Kauchesis“, jeder Selbstruhm, gleichgültig ob auf der Macher- oder auf der

Frömmigkeitsebene, steht solcher Verhältnisbestimmung und Begegnungserfahrung diametral entgegen. Und dies aus zwei Gründen: einmal weil dadurch Gott in seiner Barmherzigkeit und helfenden Liebe nicht zum Zug kommen kann, zum anderen weil gerade dadurch die Mitmenschlichkeit, die Liebe der Menschen untereinander, von ihrer Quelle abgeschnitten wird. Die Illusion über uns selbst, etwa dahingehend, daß das alles doch gar nicht so schlimm sei mit unserer Schuld, daß wir in vielem ja gar nichts dafür könnten, daß wir im Grund doch schon sehr viel „in der Hand“ hätten, bis hin zum „Gotteskomplex“² eingebildeter Leid- und Schuldfreiheit, ist höchst gefährlich, weil wir uns dadurch über unsere eigene Realität hinwegtäuschen und belügen. Die Folge ist in der Regel *Gewalttätigkeit* und der „Kampf der Götter“ untereinander bis zur Selbstvernichtung oder aber die *Resignation*, die aus der Einsicht folgt, daß wir uns, spielen wir Götter und damit die Mächtigen und Unabhängigen voreinander, hoffnungslos zugrunde richten, indem die Gewalt der Starken die Schwachen zerstört und die Zukunft der Erde der Rachgier geopfert wird. Nur wer hier, von den Götter- und Fortschrittsphantasien befreit, unverstellt auf die Geschichte und Gegenwart, auf die geschöpfliche und sündhafte Zuständlichkeit des Menschen schaut, kann den Menschen als den wiedererkennen und einsehen, der er wirklich ist: nicht der Schöpfer, sondern ein Geschöpf, nicht ein Unabhängiger, sondern ein von Gott abhängig Bleibender³, nicht ein Perfekter, sondern ein in vieler Hinsicht Hilflöser und Ohnmächtiger, nicht ein Vollkommener, sondern ein Begrenzter, nicht ein einfachhin Guter, sondern ein Sündhafter!

Die wie ein roter Faden durch das päpstliche Schreiben gehende grundsätzliche Aussage läßt sich dahingehend buchstabieren, daß der Mensch diese seine reale Angewiesenheit auf seinen Schöpfer und Vollender in einem vertrauensvollen Sich-Anbinden an ihn und Sich-abhängig-Machen von ihm einlösen möchte. Erst solche mutige Demut realisiert das tatsächliche und prinzipielle Verhältnis zwischen Mensch und Gott. Es wird näherhin im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung auf der entsprechenden Beziehungsebene zwischen Mensch und Gott wahrgenommen und intentional akzeptiert. Dies qualifiziert aber nicht nur den einzelnen Christen: „In jedem Wiederfinden der Überzeugung von der erbarmenden Liebe Gottes und in jeder einzelnen Antwort reumütiger Liebe von seiten des Menschen vollzieht sich Kirche“ (6). Wo also ein Christ sich als Sünder vor Gott erkennt und sich in seinem Vertrauen von seiner Barmherzigkeit auf die Spur der Umkehr treiben läßt, vollzieht sich nicht nur ein Glaubensakt zwischen dem einzelnen und Gott, sondern zugleich ein Akt mit ekklesiologischer Relevanz. Ohne diese Umkehr kann es „die verwandelnde Kraft der Erlösung Jesu Christi“ weder für den einzelnen noch für die Kirche geben (vgl. 3). Deshalb geht es um die „besondere Gnade des Jahres der Erlösung“, nämlich um die „Neuentdeckung der Liebe des sich schenkenden Gottes“ (8). Der einzelne und die ganze Geschichte der Menschheit bekommen ihre Sinnerfüllung erst „aus der unerschütterlichen Sicher-

heit“, daß „Gott die Welt so sehr geliebt hat, daß er seinen einzigen Sohn hingab“ (10): Dieses Sich-sicher-Machen in Gott nämlich ermöglicht den riskanten Weg der Umkehr für Christ und Kirche.

Sünde im Horizont Gottes und der Welt

Das Entscheidende, was die Begegnung zwischen Gott und Mensch ausmacht, ist demnach die *Geschöpflichkeit und die Sündhaftigkeit des Menschen* auf der einen, und das *unbedingte Erbarmen und die Versöhnungsoffenheit Gottes* auf der anderen Seite.

Was beide Dimensionen miteinander verbindet, ist die ständige Reue und zugleich hoffnungsvolle Umkehrbereitschaft des Menschen, in der beides existentiell zum Zug kommen kann: einmal das reuevolle Selbstbewußtsein des Menschen als Sünder, zum anderen sein hoffnungsvolles Vertrauen auf die Barmherzigkeit und die weitere Wegbegleitung Gottes. Genau dies ist auch das biblisch ausgewiesene dynamische Verhältnis zwischen Mensch und Gott, indem sich der Mensch eben nicht selbst zu einem Gott oder vollkommenen Geschöpf macht, sondern sich in seinem Gottvertrauen auf die reale Abhängigkeit vom Schöpfer und Vollender seiner Existenz einläßt.

Die angedeuteten inhaltlichen Schwerpunkte der Verkündigungsbulle zum Heiligen Jahr sind ein Anstoß, den Satz, daß die *Sünde eine theologische Größe* sei⁴, im folgenden auszuführen und zu präzisieren. Die Vokabel „theologische Größe“ meint hier ein doppeltes, einmal, daß Sünde grundsätzlich in Relation zu Gott zu definieren, und zum anderen, daß sie auch nur in der Beziehungsrelation mit Gott als solche zu erfahren und im Horizont ständiger Umkehr zu „bewältigen“ ist. Diese Relationalität läßt sich nun dreifach dimensionieren:

1. Die Sünde ist eine theologische Größe, indem sie (bibelhistorisierend formuliert seit Adam und Eva) einen durch die Geschichte der Menschen und der einzelnen Menschen gehenden Abfall von Gott bedeutet und markiert. Diese Abfälligkeit haftet jedem Menschen an, indem sie durch die Geschichte der Menschheit hindurch weitertransportiert und von einzelnen in eigenen negativen Entscheidungen realisiert wird. Insofern sind die Menschen bis zu einem weiten Grad die „ganz anderen“ zu Gott, nämlich die Sünder, indem sie Lieblosigkeit und Tod, also die Gegenwerte zu Gott als dem Gott der Liebe und des Lebens, produzieren.

2. Die Sünde ist eine theologische Größe, insofern ihre zerstörerische Macht *nur von Gott her gebrochen werden kann*. Personal formuliert: Der Sünder erlangt Gerechtigkeit allein durch die *Versöhnung mit Gott*, insofern er das Angebot annimmt: „Laßt euch mit Gott versöhnen!“ Erst in der Konfrontation der Sünde mit der Liebe Gottes und in der umkehrbereiten Reue des Christen auf die Gnade

Gottes zu enthüllt die Sünde ihre Gewalttätigkeit und Schlechtigkeit und wird gleichzeitig ihrer dämonischen Macht beraubt. Das Kreuzesgeschehen zeigt es deutlich: Am Kreuz ist die Macht der Sünde gerade in der schärfsten Konfrontation mit Gott in ihrer Tödllichkeit und Grausamkeit am deutlichsten entlarvt und gleichzeitig durch die Lebens- und Liebesmacht Gottes besiegt. Dieser Sieg buchstabiert sich für den Christen als ständige Vergebung und hält so sein Umkehrleben in Gang.

3. Die Sünde ist insofern eine theologische Größe, als der inhaltliche Maßstab zur Bestimmung ihres Charakters als Sünde ebenfalls *von Gott herkommt*, und zwar nicht nur in der erbarmenden und versöhnenden Liebe der Vertrauensbeziehungen zwischen Mensch und Gott (insofern die Erfahrung solcher Liebe zugleich Maßstab der zu lebenden Liebe wäre: „Vater unser, vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!“), sondern insofern Gott seine Liebe Fleisch werden ließ und damit in Jesus von Nazaret ein für allemal ein Vorbild, einen Maßstab für mitgöttliche und mitmenschliche Liebe gesetzt hat. Am Vergleich mit ihm, im Horizont und in der Negation zur Nachfolge Christi also, bemißt sich, was Sünde ist.

Bevor diese drei Bereiche näher erörtert werden, ist es wichtig, auf etwas hinzuweisen, was im Text des Papstes überraschend deutlich vorkommt und was auch dieses Thema und die folgenden Ausführungen durchgängig mitbestimmt: Ein paar Mal spricht der Papst davon, daß wir in einer entscheidenden Situation stehen, nämlich „an der Schwelle zum dritten Jahrtausend“ (7). Den Aufruf zur Umkehr sieht er also in einem *globalen Verhältnis zur gesamten Geschichte und Weltentwicklung der Völker zueinander*. So geht es ihm darum, „neue Hoffnung für die ganze Welt zu entzünden“ (9). Das Ziel der Versöhnung ist nur dann erreicht, wenn der „Dienst an der Versöhnung nicht nur zwischen allen Jüngern Christi, sondern zwischen allen Menschen sowie für den Dienst am Frieden zwischen allen Völkern einmündet“ (3). Die Umkehr von Christen kann sich nicht nur auf den Bereich der eigenen Identität in den unmittelbaren Beziehungsverhältnissen (z.B. in der Familie), auch nicht auf die eigene Gemeinde oder Kirche reduzieren lassen, sondern es gilt: Christliche Umkehr hat ihren Verantwortungsbereich in der gesamten menschlichen Welt, in ihrer Geschichte, ihren gegenwärtigen staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen, in den aktuellen Völkerbeziehungen, im Verhältnis zur Natur und zu einer für das Leben weiterhin offenen Zukunft. Liebe, Wahrheit und Gerechtigkeit sind niemals teilbare Begriffe, sondern beziehen sich in ihrer Reichweite und ihrem Geltungsbereich auf alle Begegnungs- und Verantwortungsfelder von Menschen, Gruppen und Völkern.

Diese Hinweise des Papstes ermutigen und nötigen dazu, den Begriff der Sünde nicht nur individuell oder gar individualistisch in bezug auf den einzelnen und seine Primärbeziehungen zu formulieren, sondern das, was Sünde ist, auch vermehrt von ihrem die Geschichte und Gegenwart bestimmenden *kollektiven* Charakter

und damit zugleich in ihrer jeweils die Verhältnisse bestimmenden *strukturellen* Form aufzuzeigen und zu entdecken. Dabei geht es im Grunde um eine genauere Besinnung auf den alten Begriff der „Erbsünde“ im Horizont von menschlicher Geschichte und überkommenen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen (inner- und zwischenstaatlichen) Verhältnissen.

Keiner ist ohne Sünde: Die Sündhaftigkeit von Mensch, Geschichte und kollektiven Strukturen

Das Stichwort der Erbsünde legt im Bereich des christlichen Glaubens etwas aus, was für sich genommen gar keine Frage des Glaubens, sondern eine Erfahrung ständig antreffbarer Realität ist, nämlich des Bösen in der Welt. In der Betrachtung der Geschichte besonders dieses Jahrhunderts der Kriege, der unermesslichen Leiden, die sich Menschen zufügen, der Ungerechtigkeiten und Lieblosigkeiten zwischen Menschen und Völkern wird nicht nur dem Christen deutlich, daß Welt und Geschichte der Menschen unsäglich viel Unheil und Elend schaffen und weitertragen. Die abgrundtiefe Unmenschlichkeit, mit der Menschen übereinander Herrschaft haben, mit der sie sich gegenseitig im politischen und persönlichen Bereich erdrücken, mit der Leiden und Leidende geschafft werden, läßt die allgemeinen Sprüche, daß wir doch nicht so schlimm wären, daß ja jeder so seine kleinen Fehler und Schwächen hätte, auf den Lippen ersterben. Angesichts der abgrundtiefen Bosheit und Grausamkeit in der menschlichen Geschichte wie auch in vielen gegenwärtigen Auseinandersetzungen zwischen einzelnen, Gruppen, Bewegungen und Völkern (ein Blick in die Tagesschau zeigt dies jeden Tag deutlich genug) läßt solche Beschwichtigungen nicht zu. Es gehört nicht viel dazu, will man sich und anderen nicht Sand in die Augen streuen, zu erkennen: Wir Menschen sind in das Böse, in das „Dämonische“ hineingeboren, werden immer wieder hineinsozialisiert⁵ und transportieren es durch uns weiter. Wir sind mit unserem Geborenwerden, Heranwachsen und Leben bereits Existenzen, die das Böse in sich haben und aufnehmen und in sich und durch sich hindurch entfalten.

Daß wir im Moment nicht viel böser sind, verdanken wir im Grund der strukturellen Unmöglichkeit, böser zu sein. Weil wir eingespannt sind in einen geordneten Lebenslauf, weil viele unserer Kräfte im Arbeitsprozeß gebunden sind, weil die Konventionen entsprechend ablaufen müssen, damit man keinen Sanktionen zum Opfer fällt, weil wenigstens das Schlimmste an Vernichtungswünschen durch entsprechende Gesetze verhindert wird, deswegen kommt in der Regel das Böse entsprechend energiereduziert und kanalisiert zum Vorschein. In dieser „geregelten“ und dosierten Form freilich kommt es dann tatsächlich zum Zug, und zwar gerade auch wieder in den bestehenden Strukturen von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft, beispielsweise in dem Kampf gegeneinander, dem Sich-gegenseitig-

Ausbooten, dem Ausschalten des anderen, besonders des Schwachen (auf den verschiedenen Ebenen des Geldes, des Ansehens usw.).

So haben bestehende Institutionen immer eine *ambivalente* Funktion und Wirkung. Meistens, beileibe nicht immer (ein Blick ins „Dritte Reich“ zeigt das), verhindern sie das Schlimmste, zum andern freilich transportieren sie auch durch sich selbst wieder das Böse und „verteilen“ es auf die strukturellen Bereiche des zwischenmenschlichen Lebens. Wehe, wenn sich die strukturellen Verhältnisse einmal ändern sollten, wenn Möglichkeiten aufbrechen wie etwa in der Nazi Herrschaft, dann werden Bosheit und Gewalttätigkeit wieder eruptiv ausbrechen und mächtig und übermächtig werden. Der Nationalsozialismus gab vielen die entsprechende Legitimation und milieuhafte Umgebung, um abgrundtief böse und brutal zu sein. Ähnliches geschieht auch in der Gegenwart in den Diktaturen der weißen wie auch der roten Gewalt. Und dies kann jederzeit überall passieren.

Daß wir nicht böser sind, als wir es de facto sind, ist zum wenigsten unsere Leistung, sondern eine Folge der Verträge und Strukturen gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Art, die uns daran hindern, die freilich andererseits oft die Gewalt, die wir dann nicht mehr gegeneinander ausüben, nach außen verlagern in die politische Feindschaft bzw. in den wirtschaftlichen Kampf mit anderen Völkern und Blöcken. Das relative Wohlergehen im Inneren ist dann teuer erkaufte mit um so größerer Aggressivität und Ausbeutung nach außen (vgl. den politischen Ost-West- und den wirtschaftlichen Nord-Süd-Konflikt).

Wenn die Erkenntnis dieser Realität bei ungeschminktem Zusehen und Analysieren jedem ehrlichen Menschen offensteht, so ist die *theologische Interpretation* dieses Tatbestands, wie sie der christliche Glaube gibt, tatsächlich eine Gegebenheit der Offenbarung der jüdisch-christlichen Überlieferungen. Darin wird die Manifestation des Bösen in Mensch, Geschichte und Strukturen als *Sünde* identifiziert und damit zugleich als eine interaktionale Wirklichkeit zwischen Mensch und Gott, und zwar negativer Art: als Kommunikationsabbruch! Indem das Böse und auch die von verantwortlichen Menschen erkannte Schuld zur Sünde werden, werden sie zu einer begegnungszerstörenden Aktion zwischen Mensch und Gott, zwischen Geschöpf und Schöpfer. Beide geraten in eine prinzipielle Gegnerschaft, ja „Feindschaft“, weil Gott ein guter Gott ist, der das Beste, das Humane, die Mitmenschlichkeit und Mitgöttlichkeit des Menschen will.

Dies ist also das erste: daß der Mensch sich in seiner Möglichkeit des Bösen und des Todes ernsthaft und ehrlich erkennt, und daß er sich dann sagen läßt, daß solcher Zustand und entsprechendes Verhalten Sünde ist, also eine Gegnerschaft zu Gott, unserem Schöpfer, der das Gute und das Leben will. Die Heilsbotschaft des jüdisch-christlichen Glaubens besteht nun darin, daß diese Wirklichkeit des Menschen nicht verdrängt, nicht kaschiert und zugekleistert werden muß, sondern offenliegt und offenliegen darf, ja muß, denn Gott ist einer, der die Menschen auch und gerade in diesem unheilvollen Zustand, eben bereits als Sünder liebt und ihnen

Versöhnung schenken will. Versöhnung ist demnach nicht an die Leistung erfolgten Gutseins gebunden, sondern will Gutwerden ständig neu entbinden: „Christus ist für uns gestorben, als wir noch Sünder waren“ (Röm 5, 8).

Das Gesagte soll noch mit einem Blick auf das *Verhalten Jesu* und *seinen Umgang mit den Gerechten bzw. mit den Sündern* bebildert werden. Über allem steht das Wort Jesu: „Ich kam nicht, Gerechte einzuladen, sondern Sünder“ (Mk 2, 17). Der Satz zeigt im Kontext die ganze Ambivalenz dieser Unterscheidung; denn diejenigen, die sich dort als die Gerechten im Wort Jesu wiedererkennen mögen, entlarvt Jesus immer wieder als die „übertünchten Gräber“ (Mt 23, 27), als diejenigen, die selbst gerade unter dem Etikett von „Gerechten“ uneinsichtige Sünder sind, also Sünder, die sich über ihren eigenen Status nicht im klaren sind, die sich darüber mit entsprechenden religiösen Ideologien und Machtstrategien hinwegtäuschen. Mit Menschen aber, die auf Jesus als Sünder zukommen, indem sie sich ihres Zustands bewußt sind, indem sie von ihm Hilfe erwarten, geht er in einer äußerst liebevollen und sensiblen Weise um (vgl. Joh 8, 3–11 seinen Umgang mit der Ehebrecherin). Es sei an die Geschichte Jesu mit den beiden Betern im Tempel (vgl. Lk 18, 9–14), dem Pharisäer und dem Zöllner erinnert: Wer als Mensch seine sündige Grundstruktur, sein wirkliches und potentiell Böses, vor Gott erkennt und bekennt, für den sind Umkehr und Rettung möglich. Ganz anders, nämlich ausgesprochen aggressiv, die Gegensätze aufreißend und entlarvend ist Jesu Verhalten denen gegenüber, die als die Gerechten, als Nichtsünder, als bereits Gerechtfertigte und Vollkommene auftreten. Ihnen gilt nicht die Vergebung, sondern das Streitgespräch und die Gerichtsrede (vgl. Lk 11, 37–54).

Kein Mensch, der sich vollkommen wähnt (sei es, daß er auf spiritueller oder ethischer Ebene, sei es, daß er im Bereich von Reichtum und Macht der Pathologie des „Gotteskomplexes und Unschuldwahns“ zum Opfer fällt), ist fähig und tauglich für die Umkehr und das Reich Gottes. Dabei geht es aber gerade nicht um eine Verkleinerung oder gar Unterdrückung des Menschen, sondern um seine ebenso realistische wie ehrliche Selbstwahrnehmung, um von daher für die rechte Menschwerdung und für alle guten Möglichkeiten, die Gott als Gaben und Aufgaben schenkt, offen zu werden.

Sünde und Sünder im Horizont der unbedingten Barmherzigkeit Gottes

In diesem Abschnitt geht es um zwei Dinge: einmal daß auf dem *Hintergrund der unendlichen Liebe Gottes überhaupt erst Sünde in ihrer ganzen negativen Qualität wahrgenommen* werden kann, und zum anderen darum, daß der *Sünder nur durch die Versöhnung mit Gott aus dem Teufelskreis des Bösen heraus auf den Weg eines wirklichen menschlichen Lebens gelangt*, das sich ständig um Umkehr bemüht und sich so in einem nie abgeschlossenen Kampf zwischen Gut und Böse,

zwischen Sünde und Gnade verbraucht. Wahrnehmung und Vergebung der Sünde setzen den Indikativ der Gnade Gottes voraus.

Daß wir in der Gegenwart die individuelle und strukturelle Sünde in uns und in unserer Umgebung nicht intensiv genug wahrnehmen, hat seinen Grund zu einem beträchtlichen Teil darin, daß wir solches Versagen zu wenig in Beziehung zu Gott sehen, und zwar zu einem Gott, der uns ohne jede Bedingungen liebt und dies auch in der Offenbarungsgeschichte immer wieder gezeigt hat. Schon im zwischenmenschlichen Bereich gilt: Besonders weh tut eine Schuld immer dann, wenn der von ihr Betroffene jemand ist, der uns liebt. Daß wir also so wenig Gespür für die Sünde haben, liegt wesentlich darin begründet, daß das erste Gebot zu wenig erfahrbar vermittelt bzw. geglaubt wird: Gott lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele, mit allem, was unser Leben (unsere Gefühle, unsere Sehnsucht und unser Denken) ausmacht (Dtn 6, 5; Mt 22, 37). Diesen Begegnungs- und Beziehungswert zwischen Mensch und Gott möglichst intensiv zu erfahren und erfahrbar werden zu lassen, ist die bedrängende Aufgabe der christlichen Verkündigung⁶, will sie wieder in rechter Weise den Sinn für das Gewicht der Sünde entdecken lassen.

Dies ist also das Entscheidende: daß wir, gerade wenn es um die Einsicht in die Sündhaftigkeit des Menschen geht, nicht zuerst in *Appellen und Forderungen* reden, sondern von der *Liebe Gottes erzählen*, von seinem Gebot als Angebot, sich in der eigenen Antwort auf die zur Verfügung stehende Liebe Gottes einzulassen. Außerhalb der Soteriologie kann Sünde nicht begriffen und schon gar nicht erfahren werden. Denn eine reuevolle Einsicht in die Lieblosigkeit eigener Sünden und in die verheerende Wirkung struktureller Sünde kann erst dann in ihrer ganzen theologischen Tiefe erlebt (nicht nur gedacht) werden, wenn der Mensch diesen Indikativ der Gnade Gottes wahr- und annimmt, indem er einen Gott erinnert und glaubt, der mit all seiner Liebe und Barmherzigkeit die Umkehr des Menschen zur Menschlichkeit, seiner Geschichte zur Heilsgeschichte und der strukturellen Mächte in heilende Mächte betreibt (zum letzteren vergleiche die heftige Kritik Jesu, aber auch schon der alttestamentlichen Propheten an den religiösen oder weltlichen Mächtigen, die die bestehenden Institutionen zur Unterdrückung und Ausbeutung der Schwachen und Armen benutzen).

Von dieser grundsätzlichen Einsicht und von diesem intensiven Erleben der Liebe und des Heilswillens Gottes für Mensch und Welt ist es dann nur ein „kleiner“ Schritt dazu, an seine Versöhnung, an seine Barmherzigkeit gerade für den Sünder zu glauben; nicht an der eigenen Sünde und an den sündigen Verhältnissen zu resignieren, sondern von der Hoffnung Gottes, die dieser in uns hineinsetzt, zu leben und ständig neu anzufangen. Wenn Gott schon so viel an Liebesgeschichte und Heilsinteresse investiert, dann kann das auch uns selbst die Energie geben, nicht an uns zu verzweifeln und auch nicht, was eine andere Form der Resignation wäre, in Gewalttätigkeit selber die Mächtigen und Götter spielen

zu wollen. Denn mit solcher unerschöpflichen und zugleich unbedingten Versöhnungsenergie kann es selbst dem Menschen als Sünder je neu möglich werden, sich auf den Weg der Umkehr zu begeben und, obwohl er ein Leben lang Sünder bleibt, dennoch immer wieder in Richtung auf das Gute, auf die Beziehung zu dem guten Gott und seine Menschenfreundlichkeit zuzugehen. Diese „Quadratur des Kreises“ ein Leben lang zu betreiben, formuliert die theologische Denkfigur des Augustinus von der „felix culpa“ (der „glücklichen Schuld“), daß nämlich gerade die Sünde es sein kann, die die unbedingte Liebe Gottes erfahren läßt, von daher zum Besseren antreibt und in solchem Prozeß immer wieder neu, freilich nie abgeschlossen, auf dem Weg der Umkehr bewältigt wird.

Erst in der intensiven Wahr-Nehmung der Liebe Gottes als Geschenk und als Vergebung, als schöpferisches Gönner und als versöhnendes Aufnehmen können wir Christen das lernen, was uns die Wirklichkeit der Sünde in ihrer negativen Macht bis in die Fingerspitzen hinein erfahrbar macht: die *Scham*. Wer mit seinem ganzen Herzen und Vertrauen an diesen Gott glaubt, der die Menschen von Herzen liebt und ohne Unterlaß als Sünder aufnimmt, der wird angesichts solcher Gnade wieder lernen, sich zu schämen und im Horizont solcher Scham zu bereuen. Solcher Glaube an die Barmherzigkeit Gottes weist jede verheerende Verdinglichung (als kalkulierbare Verfügbarkeit) der unendlichen Liebe Gottes und damit jede Verharmlosung der Sünde („Wenn Gott immer verzeiht, dann ist die Sünde gar nicht so schlimm und gefährlich!“) weit von sich, insofern er sich nicht aus der lebendigen Begegnung mit Gott herausbegibt und damit entfremdet, sondern in ihr das negative Gewicht der Sünde im Horizont von Gottesliebe und Gottesfurcht ganzheitlich erleben läßt.

Möglichkeiten der Erfahrbarkeit

Die Frage ist natürlich, wie unsere Verkündigung und unsere Gemeindegearbeit diese Gotteserfahrung in einem zunehmenden Maß befördern könnten. Ich kann hier nur einige Hinweise geben.

1. Einmal werden wir unser Augenmerk viel mehr darauf richten müssen, uns und den Menschen zu sagen, daß wir nicht die Götter der Erde sind, sondern die *Geschöpfe und Angewiesenen* und dies durchaus in einem positiven Sinn! Denn daß dieses Leben und das meiste in ihm nicht unsere Leistung ist, ist dann eine gute Botschaft, wenn wir gerade darin die Gnadenhaftigkeit, die Liebe Gottes, hineinbuchstabieren: Das meiste in unserem Leben ist deswegen nicht unsere Leistung, weil es Geschenk ist. Keiner hat sein ganzes Leben gemacht, jeder hat es geschenkt bekommen und bekommt es laufend geschenkt. Dieser Satz gilt für die Welt und die Erde im ganzen, er gilt für die vielen Begegnungen im kleinen. Die in Freud oder in Leid tiefsten Erfahrungen mit uns und den anderen sind kaum das Ergebnis

unseres Kalküls, unserer Berechnungen, sondern sie sind in vieler Hinsicht und immer mindestens zum Teil etwas, was uns widerfährt, als Geschenk oder als Schicksal: eine Freundschaft, eine Liebe, ein beruflicher Erfolg (wofür – bei aller eigenen Leistung – eine Begabung erste Voraussetzung ist) und vieles andere. So gilt es, diese Realität aufzudecken, als prinzipielle Angewiesenheit auf den Gott, von dem alles Gute kommt, zu identifizieren und in der Gebetsbeziehung zu bedanken.

Auch das, was wir an Gutem unter uns selber schaffen, ist ein Geschenk und eine Verwirklichung seiner Liebe, ist etwas, was ohne ihn nicht existieren könnte. Auch hier ist es also zweifelhaft, von unserer eigenen Leistung im Sinne des „Machens“ zu sprechen. Ich erinnere hier an das Jesuwort: „Was nennst du mich gut, nur einer ist gut, nämlich Gott, unser himmlischer Vater“ (Mt 19, 17).

2. Für den Glauben daran, daß Gott uns immer wieder verzeiht und Neues ermöglicht (dieser Glaube ist ja nicht einfach, weil wir in der Erfahrung mit uns selbst und mit anderen gerade das Gegenteil solcher Großzügigkeit, nämlich Nachtragen, Neid und Rache, erleben), gilt außerdem: Die Erlebbarkeit der vergebenden Liebe Gottes kann besonders dadurch in die Gegenwart hineingebracht werden, daß die entsprechenden *biblischen Geschichten* als unsere gegenwärtigen Geschichten erfahren und verkündet werden. Mit der gleichen Zärtlichkeit, mit der Jesus der Sünderin (Lk 7, 25–48) vergibt, geht der menschgewordene Gott, geht der erhöhte Herr auch im Augenblick auf uns zu und mit uns um. Wie der Vater seinen sogenannten verlorenen Sohn wieder aufnimmt (Lk 15, 11–24), so nimmt er uns auf; wie Jahwe (Hos 11, 1–9) mit seiner Liebe für Israel ringt, so vehement liebt er auch uns. Dann wird Gottes Liebe nicht nur als Eigenschaftswort zitiert, sondern als Begegnungserfahrung erzählt⁷. Allein so wird es auf Dauer möglich, gegen den „Wärmetod“ der Liebe in uns und in unserer Geschichte anzugehen, der darin besteht, daß wir immer viel weniger Liebe empfangen, als wir von der Nachfolge Jesu her geben dürften und müßten. Ohne den Indikativ der Gnade ist auch das Beispiel Jesu eine hoffnungslose Überforderung, das nur noch Resignation befördert.

Es geht also um die Verwirklichung des Vertrauens darauf, daß diese Liebes-Geschichten der Bibel unsere Wirklichkeit sind und damit die Sinnerfahrung unseres Kampfes gegen die Sünde mobilisieren. Natürlich gehört gleichzeitig dazu, daß Kirche, will sie diese Botschaft tatsächlich als Heil durch sich selbst vermitteln, in ihren Sozialformen, in ihren Christen und besonders Hauptamtlichen diese unbedingte Barmherzigkeit innerhalb der Kommunikation mit den Menschen auch direkt erfahrbar macht: in ihrer eigenen Versöhnungsbereitschaft und Aufnahmebereitschaft für den Sünder in ihrer Gemeinschaft.

3. Eine wichtige Form dieses kirchlichen Zuspruchs der Vergebung ist das *Bußsakrament*, in dem die Vergebung durch Gott in einer direkten gegenwärtigen Interaktion realisiert wird; aber nicht nur das: Zu dieser kommunikativen Erfahr-

barkeit kommt darüber hinaus die Erfahrung der Sicherheit, daß nämlich Gott ohne Wenn und Aber verzeiht, wobei der Grad der Reue bzw. der Wiedergutmachung, also der menschlichen Leistung in dieser Hinsicht, die Tatsächlichkeit dieser Sicherheit nicht beeinträchtigt. Die Menschen sind gerade innerhalb des Bußsakraments davor bewahrt, dessen Wirksamkeit durch möglichst „vollkommene Reue“ (wer entscheidet dies auch schon) selbst zu garantieren; damit sind sie gleichzeitig erlöst von ständig auftauchenden Skrupeln und Zweifeln daran, daß die eigene „unvollkommene Reue“ womöglich nicht für die Verzeihung ausreichend war. Aus dieser Perspektive ist das Bußsakrament die „Inkarnation“ (Zeichen und Verwirklichung) des verzeihenden Zuspruchs Gottes für den Menschen als Sünder. Die Beichte kann so zu einer wirklichen Heilerfahrung werden, nämlich in ihren Manifestationen mitmenschlicher Zuwendung und Zusage wie auch in der Sicherheit der Vergebung, die die verlässliche Treue Gottes erleben läßt.

Maßstab der Umkehr: Die in Jesus Christus erschienene Liebe Gottes

Oben wurde ausgeführt, daß die Sünde insofern eine theologische Größe sei, als die erfahrbare Liebe Gottes den Menschen gegenüber erst ihre unermessliche Bosheit und Zerstörungskraft deutlich werden läßt; zugleich freilich, insofern gerade diese Liebe es ist, mit der der einzelne immer wieder neu anfangen kann, sich auf den Weg der Umkehr zu begeben (obwohl bzw. weil er bis zu seinem Tod hin Sünder bleibt). Dieser Indikativ der Liebe und Gnade Gottes, seiner Versöhnungsbereitschaft und seiner Vergebung, entbindet demnach aus sich heraus die Ermöglichung und zugleich die Aufgabe, diese Liebe durch sich selbst hindurch auf dem Weg der Umkehr weiterzugeben und anderen erfahrbar zu machen. Wie Gott zu uns ist, so dürfen und müssen wir zueinander sein.

In der Menschwerdung der Liebe Gottes in Jesus von Nazaret findet dieser prinzipielle Zusammenhang und Tatbestand von Indikativ und Imperativ, Gabe und Aufgabe seine christologische Verdichtung: Jesus liebt von vornherein diejenigen, die als Sünder deklariert sind; er zeigt, was es heißt, die Menschen als Sünder „zuerst“ zu lieben. Darin entlarvt er die Menschen nicht nur grundsätzlich als Sünder und reißt ihnen mit seinem Wort „Deine Sünden sind dir vergeben“ jeden Schleier des Selbstbetrugs und der Selbstgerechtigkeit vom Gesicht, sondern er schenkt gleichzeitig ohne Vorbedingungen allen die Vergebung Gottes, die sich als Sünder erkennen und zur Umkehr bereit sind. Indem er so durch sich hindurch Gottes Indikativ erfahrbar macht, scheint in ihm zugleich das Vorbild und die inhaltliche Instanz auf, nach der sich der Weg der Umkehr auszurichten hat. Im Leben Jesu wird damit die Liebe und der Wille Gottes Fleisch, der Indikativ und der Imperativ. In den Evangelien bündelt sich letzterer im Stichwort der „Nachfolge Jesu“.

Dieser Maßstab freilich ist bis zu unserem Tod für jeden von uns ein ständiger Komparativ, also ein Vorbild, dessen Horizont mit jedem Umkehrschritt wieder weiterweicht, mit dessen Nachfolge wir ein Leben lang nie zu Ende kommen können. Deshalb wäre dieses Vorbild für uns eine hoffnungslose Überforderung, die zur Verzweiflung und zur Gewalt führen könnte, wenn in ihm nicht zugleich Gottes Liebe uns gegenüber Fleisch geworden wäre, wenn durch ihn hindurch nicht der Indikativ der Versöhnung Gottes jederzeit gälte. Dies ist der spannungsreiche Weg der Umkehr: einem Vorbild nachjagen, das wir nie erreichen können, eine solche Nachfolge aber auch ein Leben lang durchstehen können, weil gerade das Vorbild, das wir nachahmen, im erhöhten Herrn unser ständiger Wegbegleiter ist, durch den hindurch wir von Gott Stunde für Stunde die Liebe und die Versöhnung zugesprochen bekommen, die uns auf dem Weg der Umkehr zwischen Versagen und Weitergehen halten. Die Christologie des Kreuzes konzentriert beides: den in Hinsicht auf Gottes- und Nächstenliebe grenzenlosen Komparativ Jesu gegenüber unserer Existenz auf der einen und die grenzenlose Liebe, Hingabe und Versöhnungsbereitschaft Gottes im Kreuz Christi für uns Menschen auf der anderen Seite. Die „Unbedingtheit“ der Liebe Gottes ist also eine doppelte. Sie erscheint im Indikativ und im Imperativ, in seiner verzeihenden und versöhnenden Liebe wie auch in seinem unermeßlichen und letztlich unerreichbaren Vorbild.

Von daher gesehen ist es nämlich für den Christen schlechthin unangemessen, sich im Vergleich zu irgendwelchen anderen Zeitgenossen als ganz „ordentlichen“ Menschen anzuschauen: „Ich morde nicht, ich stehle nicht, ich lebe ja ganz normal, und so kleine Sünden wie Notlügen, die macht ja jeder!“ Mag sein, daß wir im Vergleich zu anderen, die um uns herum leben, in moralischer Hinsicht gar nicht schlecht dastehen. Aber es kommt eben auf den Vergleichspunkt an, und dieser begnügt sich nicht mit den standardisierten Humanitätsvorstellungen und schon gar nicht mit eingewöhnten unmenschlichen Zuständen in uns und in unserer Umgebung. Hier gibt es kein „Gewohnheitsrecht“. Die ausschlaggebende Instanz, die uns Christen die Differenz zwischen dem, was wir sind, und dem, was wir sein könnten, aufmacht, ist das Leben Jesu mit seiner Gottes- und Menschenbeziehung. An seinem Vorbild kommt unser Leben immer in die Krise. An seinen Worten und Taten bleiben wir ein Leben lang unruhig, auf dem Weg nämlich, auf dem Weg der Umkehr und Nachfolge. Unser Schuldbewußtsein definiert und bemißt sich eben nicht nach dem, was es an Schuld- und Verantwortungsgefühlen „so gibt“, sondern nimmt buchstäblich Maß an dem Vorbild Jesus von Nazaret und seiner Nachfolge.

Aus dieser Perspektive ist der Unterschied zwischen läßlicher und schwerer Sünde geradezu gefährlich, weil er suggeriert, daß alles, was keine „Kapitalsünde“ ist, im Grund doch nicht so schlimm, ja vielleicht gar eine zu vernachlässigende Größe sei. Dem muß gerade vom Vorbild Jesu wie aber auch von der rasanten Schwerkraft jeden sündigen Anfangs her widersprochen werden. Dies läßt sich am Beispiel der Notlüge zeigen: Man kann immer wieder und ein ganzes Leben lang

sagen „Das ist ja nur eine Notlüge!“, weil man keine Konflikte will, weil man niemandem angeblich weh tun möchte, weil es Schwierigkeiten brächte usw. So kann fast jede Lüge als Notlüge deklariert werden, und indem man dies ein Leben lang tut, wird man selbst zu einer Lüge sich und den anderen gegenüber; das ganze Leben wird verlogen, insofern man sich nicht mehr mit seinen Feigheiten und Schwächen wahrnimmt, sondern so ziemlich alles noch rechtfertigen kann. Ist solche Lebenslüge dann nicht, auch wenn sie sich äußerlich aus vielen „läßlichen“ Notlügen zusammensetzt, im ganzen doch keine geringfügige Sünde mehr vor dem, der die Wahrheit selber ist? (Hier könnte mit einem *neuen* Verständnis die traditionelle „Andachtsbeichte“ wieder wichtig werden, insofern Christen eben nicht nur bei schweren Verfehlungen beichten, sondern sich in sensibler Bußgesinnung auf die Suche nach den scheinbar kleinen Ansätzen von Sünde bei sich machen und diese im Gespräch mit viel Umkehrbereitschaft wahrnehmen.)

Möglichkeiten der Wahrnehmung

Die Frage tut sich hier wie oben auf: Wie können wir uns und anderen gegenüber dieses Beispiel Jesu möglichst hautnah in die gegenwärtige Situation hinein verkünden? Auch hier gilt die Antwort: besonders dadurch, daß die einschlägigen biblischen Geschichten (vor allem die Gleichnisse, Nachfolgesprüche und die Aufforderungen Jesu aus der Bergpredigt) in gleichzeitig-direkter Weise erfahren und ausgesprochen werden. Was diese Gleichnisse bzw. Reden Jesu inhaltlich dramatisieren, müßte in den gegenwärtigen Verhältnissen entsprechend zu entdecken sein, beispielsweise indem konkrete Feinde *benannt* werden, die es zu lieben gilt usw. Die biblischen Geschichten werden so als direkte Handlungsmodelle mit gegenwärtigen Handlungen konfrontiert⁸. Man sollte nicht zu schnell der Versuchung verfallen, aus den Gleichnissen Jesu beispielsweise nur die geistige Quintessenz zu formulieren, die es dann auch irgendwie in unserem Leben wenigstens in der Gesinnung zu realisieren gäbe. Nachfolge Jesu heißt vielmehr ganz konkret, seinen Taten und Worten „direkt“ nachfolgen. Vieles, was in den Evangelien berichtet wird, braucht auch tatsächlich kaum eine Übersetzung, sondern ist unmittelbar (in der Regel mit ein paar Informationen von seiten der historischen Zusammenhänge) einzusehen. Dies gilt vor allem für die Geschichten, die bereits in ihrer Textsorte als Gleichnisse eine relative Gleichzeitigkeit zu vielen Zeiten und Verhältnissen haben. So wird die Beispielgeschichte vom barmherzigen Samariter (Lk 10, 25–37) in ihrer Handlungsqualität und kritischen Aussage sofort einsichtig, wenn nur kurz geklärt wird, wer damals der Samariter bzw. der Levit war.

Oder es sei erinnert an die für auch gegenwärtiges Gerechtigkeitsverständnis uneinsichtige Gleichnisgeschichte von den Arbeitern im Weinberg (Mt 20, 1–16). Im Anschluß an diese Geschichte kann christliche Verkündigung der Gerechtigkeit

(Gottes wie des Menschen) nicht mehr nur eine argumentative abstrakte Abhandlung sein über die Gerechtigkeit im Horizont gegenwärtiger Standards zu ihrer Bestimmung (die dann aus der juristischen Straf- und der marktwirtschaftlichen Tauschgerechtigkeit genommen werden), sondern sie hat die hier vorliegende Erzähldefinition zur Grundlage des Nachdenkens zu machen und in bezug auf christliches Handeln solche Geschichten und Handlungsvorschläge aufzusuchen, die dieser biblischen Vorlage real entsprechen. Dies gilt für das christliche Gottesbild, dies gilt dann aber auch für die Aufgabe der Christen, so barmherzig und so gerecht wie der himmlische Vater zu sein (vgl. Lk 6, 36).

Der Weg, unsere eigene Sündhaftigkeit im Kontrast zu durchschauen, ist der Vergleich mit den Taten und Worten Jesu, ganz besonders hinsichtlich dessen, was wir nicht tun, was wir als Christen tun müßten, was wir aber unterlassen. Nichts-Böses-Tun heißt noch nicht christlich sein, denn dadurch wird der Status quo vorhandener Sündhaftigkeit zementiert. Der Christ wird vielmehr im persönlichen Leben, im Kontakt mit anderen und der Gesellschaft genau die Orte ausfindig machen, wo Liebe und Solidarität benötigt werden, also notwendig sind. Er sucht danach, wo er mit seiner Nächstenliebe und auch mit seiner Feindesliebe gebraucht wird. Ihm steht nicht nur die reaktive Liebe als Gabe, sondern auch die „aggressive“ Liebe als Aufgabe an. Erst die Differenz zum besten Vorbild, zu Jesus von Nazaret und allen, die ihm nachfolgen, zeigt die Größe unserer eigenen Schuld, besonders der Unterlassungsschuld. Diese Differenz haben die Christen und vor allem die Verkündiger bei sich und bei anderen, wenn es sein muß gegen alle Selbstverständlichkeit angehend, in prophetischer Weise einzuklagen.

ANMERKUNGEN

¹ In: L'Oss. Rom. dt., 28. 1. 83. – Dieser Beitrag ist das Kernstück eines Referats zur akademischen Feierstunde der Münchner Diözese zum Korbiniansfest am 16. 11. 1983 in Freising.

² Vgl. H. E. Richter, *Der Gotteskomplex* (Reinbek 1979) 19–31, 127–188, 217–271.

³ Gegen die neuzeitl. Ideologie der „Unabhängigkeit“ vgl. die ebenso überraschende wie positive Wertung „gegenseitiger Abhängigkeit“ im Kontext der neueren Prozeßtheologie: J. B. Cobb, D. R. Griffin, *Prozeß-Theologie* (Göttingen 1979) 16–20.

⁴ Vgl. A. M. Dorn, *Schuld – was ist das?* (Donauwörth 1976) 86ff., 89, 136–140. Zu einigen philosoph. und anthropol. Deutungsversuchen sowie zur Theol. von Schuld und Sünde: G. Condrau, F. Boeckle, *Schuld und Sünde*, in: *Christl. Glaube in mod. Ges.*, Bd. 12 (Freiburg 1981) 91–135.

⁵ Vgl. P. M. Zulehner, *Umkehr: Prinzip und Verwirklichung. Am Beispiel Beichte* (Frankfurt 1979) 82–85; Dorn, a. a. O. 72–87. Zum Bösen und seiner Negativität in philos. und theol. Sicht. vgl. L. Oeing-Hanhoff, W. Kaspar, *Negativität und Böses*, in: *Christl. Glaube in mod. Ges.*, Bd. 9 (Freiburg 1981) 147–201.

⁶ Zur Begründung und Verwirklichung des Indikativs Gottes in kirchl. Verkündigung vgl. O. Fuchs, *Von Gott predigen* (Gütersloh 1984). Zum Verständnis der Versöhnung vgl. B. Engelhardt, *Versöhnung und Erlösung*, in: *Christl. Glaube in mod. Ges.*, Bd. 23 (Freiburg 1982) 127–181, bes. 131–134, 154–156.

⁷ Zu solcher „Realpräsenz“ des Erzählten vgl. Fuchs, *Gott predigen*, 35–41.

⁸ Zu dieser Konzeption vgl. O. Fuchs, *Bibl. Geschichten und christl. Handeln*, in: *Dynamik im Wort. Lehre von der Bibel. Leben aus der Bibel*, hrsg. v. Kath. Bibelwerk (Stuttgart 1983) 361–383.